Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 27 (1923-1924)
Heft: 1

Artikel: Der letzte Schuss
Autor: Rhyn, Hans
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-662399

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 22.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Gleich einem unbewohnten Gebäude und einer unbenützten Maschine verfällt ein untätiges Gehirn rasch und rostet ein. Tätigkeit bedeutet Leben, Untätigkeit Tod, Zerfall.

Charles Kingsley hat gesagt: „Danke Gott jeden Morgen, wenn du aufstehst, daß du etwas hast, das heute getan werden muß, ob du es gern tust oder nicht. Gezwungen sein zu arbeiten und gezwungen sein, dein Bestes zu leisten, fördert in dir Enthaltsamkeit, Selbstzucht, Fleiß, Willenskraft, Zufriedenheit und noch hundert andere Tugenden, die der Faule niemals kennt."

Ein voll beschäftigter Geist ist das beste Schutzmittel gegen Krankheit. Wer keinen Zwang eines Berufes fühlt, hat Zeit, sich abzusorgen wegen der Möglichkeit, er könnte von irgendeiner gerade herrschenden Krankheit angesteckt werden. Aber wessen Gehirn von seiner Arbeit erfüllt ist, dessen Widerstandskraft ist nicht geschwächt durch Furcht vor Krankheit.

Die meisten Menschen verrichten ihre Arbeit mechanisch und halten sie für eine unvermeidliche Plage, während doch jede Arbeit ein Vergnügen sein sollte, wie es der Fall wäre, wenn jeder Arbeiter an seinem richtigen Platze stünde und nur arbeitete, wenn er frisch und kräftig ist. Dann würde die Arbeit von Gehirn und Muskeln ein Gefühl des Wohlbehagens hervorrufen und sie wäre ein Mittel, die Spannkraft zu heben, und keine Quälerei; das Leben wäre ein Genuß, kein Kampf. Die Arbeit ist so wenig als die Religion dazu da, uns die Freuden zu verkümmern.

Wenn ein Mensch seinen richtigen Platz im Leben gefunden hat und die Arbeit verrichtet, die ihn freut, dann ist er gesunder und glücklicher als vorher. Das Erlangen dessen, wonach das Herz sich sehnt, macht in den meisten Fällen glücklich und mehrt die Gesundheit. Wir finden meistens nicht nur unsern Schatz da, wo unser Herz ist, sondern auch unsere Gesundheit. Wer hat es nicht schon beobachtet, wie Menschen von schwacher Gesundheit, ja sogar kranke Menschen oder solche, denen es an Tatkraft und Entschlußfähigkeit mangelt, plötzlich ungeahnte Kräfte und unerwartete Gesundheit zur Verfügung hatten, nachdem ihnen ein entschiedener Erfolg ihrer Arbeit beschieden gewesen war?

Ohne den Segen der Arbeit müßte der Menschengeist zerbrechen. Gute, ehrliche, regelmäßige Arbeit erhält uns in körperlichem und geistigem Gleichgewicht.

Der letzte Schuß.

Von Hans Rhyn, Bern.

(Nachdruck verboten.)

Düster und unheimlich lag die Quatembernacht über dem schlafenden Bergdorfe. Der Nebel hing an den Steilhalden herunter wie das Kopftuch einer traurigen Frau.

„Die Bergfrauen weinen," flüsterte Martin seinem Freunde ins Ohr, als sie aus dem Schatten der letzten Holzhäuschen traten und ins freie Feld schritten. Dann blieb er stehen und blickte nachdenklich hangaufwärts, zuckte zusammen und starrte mit weit geöffneten Augen in die Finsternis.

„Heute ist ja Tempersamstag. Die Toten ziehen über Gipfel und Grat in unabsehbarem Zuge. Vor vielen Jahren hat sie mein Ettre gesehen. Tausende und aber Tausende wanderten in ihren alten Trachten an ihm vorbei, singend und betend, lachend und weinend, alle aber ruhelos und inbrünstig der Erlösung harrend. Mein Ettre sah manches bekannte Gesicht. Binnen Jahr und Tag aber war er selber bei ihnen. Die heilige Jungfrau behüte uns vor dem Gratzuge! Ich wollte, ich wäre zu Hause geblieben!"

„Sei kein Narr, Martin! Den Bock wollen wir holen. Mein Bub hat ihn gestern abend in den Felsen erspäht. Morgen ist er längst über alle Berge."

„Laufen wir den Toten in den Weg, Franz, dann können wir die letzte Ölung nehmen, wenn wir noch Zeit dazu haben. Vielleicht führen sie uns gerade mit und lassen uns nimmer los. Keiner noch hat sie ungestraft gesehen."

Die beiden Jäger wanderten schweigend weiter. Als die tiefsten Schatten der Nacht kaum merklich zu blassen begannen und die nahende Dämmerung verkündeten, erreichten sie den Eingang des unbewohnten Blindentales. Noch lag der Wald schwarz und drohend am steilen Hange. In der Höhe zerfloß er im Nebel.

„Ich bin froh, daß es bald tagt. Lieber noch dem Landjäger als den Toten in die Arme laufen," murmelte Martin.

Auf einmal horchte er auf. Mit der Rechten umklammerte er die Büchse, die Linke krallte sich in des Freundes Arm.

„Hörst du?“ preßte er angstvoll hervor.

Ein gedämpftes Sausen und Pfeifen klang aus dem Nebel herab, schwoll im Walde mächtig an und donnerte aufbrüllend näher und näher, daß die Erde zitterte. Jetzt geriet der ganze Wald in Bewegung, rascher, immer rascher. Eine ungeheure dunkle Masse wälzte sich heran und donnerte neben den Männern vorbei, die totenblaß und mit schlotternden Gliedern dastanden, unfähig, einen Schritt zu tun. Wie es gekommen war, verschwand es. Nichts war mehr zu hören als das dumpfe Rauschen des Baches. Die Dämmerung brach durch den Nebel.

„Martin, der Wald steht da wie gestern, und keine Spur ist zu sehen. Das war kein Erdrutsch und keine Lawi,“ sprach endlich der jüngere der beiden Jäger und bekreuzte sich.

Langsam tropfte es aus dem Munde des andern: „Nein, das war kein Erdrutsch. Aber ich weiß, was es war. Die Toten wollten uns warnen. Hörst du, die Toten! Heute ist Tempersamstag.“

Sie standen schweigend da, ratlos und nachdenklich. Es wurde heller und heller. Das Licht des Tages floß wie ein leichter Sprühregen durch den Nebel. Da schütteten auch die Männer den schweren Alp der Nacht von sich. Franz war der erste.

„Ich gehe nicht zurück, sonst lachen sie mich aus. Den Bock überlasse ich nicht den guten Nachbarn.“

Blick von der Strahlegg-Paßhöhe (3351 *m*) auf den Strahleggletscher, hinten das Oberaarhorn (3642 *m*).

Der andere nickte, und rasch wanderten sie nun weiter, dem schäumenden Blindenbach entlang. Links stiegen die Felsen und bewaldeten Steilhänge empor. Nach einer halben Stunde trennten sie sich. Franz zog taleinwärts, und Martin klomm in die Höhe gegen Urschgen. Sie wollten einander den Bock zutreiben.

Martin lud die Büchse, querte den Wildbach, von Block zu Block springend, und kletterte dann lautlos zwischen Felsen und Tannen in die Höhe. Sein spähender Blick eilte voraus.

Der Nebel wurde dünner. Oben lichtete sich der Wald, und dann lag der steile Grashang der Grün-Lauine vor dem Jäger. Er spiegelte aus dem Schatten der Bäume hinaus, erhaschte aber nichts. So stieg er weiter von Stein zu

Stein, durch Gräben und Mulden. Endlich erreichte er den Kamm.

Als er sich einmal zufällig umwandte, sah er keine dreißig Gänge hinter sich auf dem flachen Grasboden den schönsten Bock ruhig dastehen und heraufäugen.

Wo kam der Bock her? Warum floh er nicht? Glaubte er, einen Nebenbuhler vor sich zu haben?

Langsam hob Martin die Büchse. Die großen Lichter des prächtigen Tieres funkelten seltsam und schauten unbeweglich dem Jäger ins Antlitz. Jetzt zielte er auf die Stirne des Bokkes. Der blieb ruhig stehen. Da nahm sich Martin Zeit und kniete langsam, langsam nieder, immer die Büchse im Anschlage. Die Hände hielten die Waffe wie in einem Schraubstocke. So genau hatte er noch nie gezielt. Jetzt lag das Korn mitten vor der Stirne der Beute, und etwas über ihm standen gleichmäßig links und rechts die glänzenden Lichter. Sachte krümmte sich der Finger. Ein Blitz, ein scharfer Knall. Der Schütze sprang auf.

Aber der Bock, wo war der Bock? Gefehlt hatte doch die Kugel nicht! Keine Blutspur war zu finden, kein Haar, kein Tritt. Und wäre das Tier nicht getroffen worden, so hätte es auf dem flachen Grasboden doch nicht ungesehen fliehen können. Kein Stein war in der Nähe, kein Baum, kein Loch. Der Bock war spurlos verschwunden.

Mit weit aufgerissenen, angststarren Augen stierte Martin vor sich hin. Dann quoll ein gurgelnder Schrei aus seinem Munde, und wie ein von Hunden verfolgtes Wild rannte der starke Mann talwärts, seiner Sinne nicht mehr mächtig. Zu Tode erschöpft erreichte er seine Hütte.

Wochenlang lag er schwerkrank auf seinem Lager. Sein Freund wachte bei ihm in den langen Fiebernächten.

Als er zum erstenmal wieder aufstehen konnte, nahm er die Büchse und zerschmetterte sie an einem Steine. Die Stücke schleuderte er in den Fluß. Dann wanderte er, noch schwankenden Schrittes, zur Kapelle und kniete stundenlang vor dem Muttergottesbilde.

Und Martin, der leidenschaftliche Jäger, nahm nie mehr eine Büchse in die Hand.

Der Sterbegang.*)

Ein alter Mann fühlte, daß seine Sterbestunde gekommen war. Da ließ er sich Hut und Stock geben und ging hinaus auf sein Feld, um noch einmal die Welt zu sehen.

Es war abends sechs Uhr. Die Luft roch nach kommendem Regen und Blätterfall, Wolken schwebten am Himmel und die Bäume rauschten so laut und innig, daß der Greis wie durch ein feierliches Orgelspiel schritt. Er zündete sich die Pfeife an und ging ganz still an den vielen Bäumen und Wiesen vorbei, von welchen er ein volles Leben lang gezehrt und Früchte genommen hatte. Sein Herz wurde schwer und traurig bei dem Gedanken, daß nun bald Andre hier stehen würden — Fremde, die er nicht kannte, denn er selbst hatte weder Frau noch Kinder besessen; er war ein Junggeselle geblieben und sollte auch als Junggeselle sterben. So hatte es sein Schicksal gewollt.

Und wie er nun sinnend, bald da, bald dort verweilend, die Grenzen seines Landes umschritt, begegnete ihm eine ältere, rüstige Frau, die einen Marktkorb in der Hand trug. Sie war schon einige Schritte an ihm vorbeigegangen, als er sich langsam umwandte und sah, wie sie ebenfalls stille stand.

„Ei, Elisabeth," rief er, „woher kommst du?"

Es ergab sich, daß sie seine Jugendgeliebte gewesen war. Als Dreißigjähriger hatte er um ihre Hand angehalten, allein ihre Eltern wünschten, daß sie sich mit einem reichen Nachbarn verheiratete — und so hatten sie sich, da Elisabeth bald in eine andere Gegend gezogen war, nahezu vierzig Jahre nicht mehr gesehen.

„Nun, nun," neckte der Alte, „jünger sind wir Beide nicht geworden, aber du bist trotzdem eine schöne und stattliche Frau geblieben."

Elisabeth wehrte beschämt ab. Es tat ihr in der Seele weh, ihren einstigen Freund so hinfällig und verlassen wiederzufinden. Sie er-

*) Aus: Carl Seelig, Erlebnisse, Novellen. Umschlaglithographie von Urech-Basel. Elegant geb. Fr. 3.—. Die verhaltene Melodie dieses Buches schwingt aus einigen von diesen Skizzen an unser Herz, und die wehmütige Schönheit des Lebens, die Leidenschaft des Ringens und dazwischen die groteske Tragikomödie der Menschen wird in eindringlichen und schlichten Bildern zur Gestaltung. Einzelnes ist noch nicht ins Geschmackvolle hinaufgereift. „Der Sterbegang" mag dem Büchlein als Empfehlung dienen.